

Christin Hansen (Regensburg)

Die Konstruktion des (deutschen) Indianers

Der Indianer ist eine Figur, die mit James Fenimore Cooper (1789-1851) Eingang in deutsche Wohnzimmer erhalten hat und nicht erst mit Karl May (1842-1912) ein fester Bestandteil des deutschen kulturellen Gedächtnisses geworden ist. Den Phänomenen Cooper und May ist bereits weitreichende Aufmerksamkeit in unterschiedlichen Disziplinen zuteil geworden, allerdings werden dabei zum einen verschiedene Schriften anderer Autoren zur Thematik ausgeblendet und zum anderen wird die Frage nach der Funktion der Konstruktion des deutschen Indianers nur an der Oberfläche behandelt. Zumeist beschränken sich die Betrachtungen auf den Verweis auf Exotismus, Abenteuer und Sehnsucht nach dem Fremden, vereinzelt wird auf eine mögliche Zivilisationskritik eingegangen.¹ Dabei geht die Funktionalisierung des deutschen Indianers darüber hinaus. Tatsächlich ist der Indianer auch ein Mittel zur Schaffung und Etablierung einer deutschen Identität in den lang währenden Umbruchzeiten des 19. Jahrhunderts. Bisher ist es versäumt worden, einen umfassenden Nachweis der These anhand zeitgenössischer Quellen zu leisten. Mit Hilfe der Historischen Stereotypenforschung lässt sich über die Analyse der Auto- und Heterostereotype dem genannten Desiderat entsprechen.²

1 Vgl. z. B. Karl-Heinz Kohl: Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und der Erfahrung der Zivilisation, Berlin: Medusa 1981; Roy Harvey Pearce: Rot und Weiss. Die Erfindung des Indianers durch die Zivilisation, Stuttgart: Klett-Cotta 1991.

2 Hans Henning Hahn: 12 Thesen zur Stereotypenforschung. In: Hans Henning Hahn/Elena Mannova (Hrsg.): Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung (Mitteleuropa-Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 9), Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2007, S. 15-24; Eva Hahn/Hans Henning Hahn: Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung. In: Hans Henning Hahn (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen (Mitteleuropa-Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 5), Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2002, S. 17-56.

Letztendlich gelten immer die eigenen Maßstäbe als die signifikanten Parameter in der Bewertung des Indianers. Einerseits ist vor allem in liberalen Kreisen feststellbar, dass der Indianer als eine Möglichkeit genutzt wurde, um mehr oder weniger versteckt Kritik an den zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Systemen zu üben. Andererseits ging jeder Schriftsteller vom eigenen zivilisatorischen Standard bzw. gewünschten Standard aus. Man kann folglich an der Darstellung und Bewertung des Eigenen und Fremden erkennen, worüber man Identität konstituierte und festmachte. Dabei diente der Indianer wiederholt als vermittelnde Instanz, die entweder Idealvorstellungen oder abzulehnende, gar verabscheuungswürdige Eigenschaften verkörperte.

Als Grundlage der folgenden Analyse dienen Romane und Reiseberichte von Charles Sealsfield, Johannes Scherr, Friedrich Gerstäcker, Balduin Möllhausen, Friedrich Armand Strubberg, Prinz Maximilian Alexander Philipp zu Wied-Neuwied und Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, welche allesamt breit rezipiert wurden und damit heute jeweils einen Einblick in den zeitgenössischen, deutschsprachigen Diskurs ermöglichen. Dabei hat sich eine Unterteilung in die Stereotype des ‚edlen Indianers‘, des ‚barbarischen Indianers‘ und des ‚entarteten Indianers‘³ ergeben, welcher im Folgen-

3 Der Begriff „entartet“ wird hier im zeitgenössischen Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts verwendet und als ein Analysekriterium verstanden. Er wurde seit dem 17. Jahrhundert als ein medizinischer Begriff benutzt, um die Abweichung vom ursprünglichen Naturzustand bzw. der Norm zu bezeichnen und ab Mitte des 18. Jahrhunderts auch als eine Form der kulturellen Bewertung; bereits 1797 verwendete Friedrich Schlegel den Begriff „entartete Kunst“. Damit einher gingen zunächst moralische und später auch ‚rassische‘ Aspekte, wie beispielsweise die Annahme des sittlichen Verfalles, geistige Unfähigkeit und Triebhaftigkeit. Mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und beginnenden 20. Jahrhundert verstärkte sich die rassische Konnotation. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde der Begriff „entartet“ im Zusammenhang mit rassentheoretischen Konzeptionen verwendet, um damit unter anderem die Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung von Millionen von Menschen zu legitimieren. Zur vertiefenden Begriffsgeschichte sei exemplarisch auf folgende Texte verwiesen: Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin/New York: de Gruyter 1998, S. 178-189; Marianne Schuller: „Entartung“. Zur Geschichte eines Begriffs, der Geschichte gemacht hat. In: Heidrun Kaupen-Haas/Christian Saller (Hrsg.): *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York: Campus 1999, S. 122-136.

den nachgegangen wird, um so die Konstruktion des deutschen Indianers zu skizzieren, dessen Funktion zu analysieren und in einem weiteren Schritt aufzuzeigen, warum der Indianer sich derart langlebig und nachhaltig im deutschen Gedächtnis etablieren konnte.

1. Der ‚edle Indianer‘

Als zentrale Konstante für die Konstituierung des ‚edlen Indianers‘ ist der Aspekt der Ursprünglichkeit zu nennen. Damit wird in zahlreichen Schriften auf der einen Seite die Distanz zu den Siedlern bezeichnet.⁴ Auf der anderen Seite bedeutet Ursprünglichkeit, den Eigenschaften des Naturzustandes verhaftet zu sein. Nach dieser Lesart seien die Indianer nicht in der Lage, Gesetze anzunehmen und den Fortschritt zu erkennen, ob es nun in Bezug auf Ackerbau, Medizin oder den Glauben ist. Genauso wären sie in ihren Charaktereigenschaften festgeschrieben und könnten zum Beispiel die Rachsucht nicht ablegen.⁵ Trotzdem ist es nur möglich, ein tatsächlich ‚edler Indianer‘ zu sein, wenn dieser dem Naturzustand noch besonders nahe ist. Nur dann neigt er nicht zum Diebstahl, ist bescheiden, ehrlich, selbstbeherrscht und verfügt über Mäßigkeit. Aber warum ist Ursprünglichkeit so wichtig?

4 Z. B. „Mit dem Indianer in seinem Naturzustande eigenen [...] stolzen Wesen schritten die Männer [...] einher.“ Hier zit. nach: Johannes Scherr: Die Pilger der Wildniß. Dritter Band (Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller), Tabor: Kober 1853, S. 103; vgl. auch Charles Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege. Zweiter Theil, Zürich: Orell, Füßli und Compagnie 1833, S. 26f.

5 „Wie die meisten Häuptlinge, welche die östlichen Staaten besucht haben, um mit der Regierung am Sitze des Congresses zu verhandeln, zeigt er in seinem Benehmen, daß er die Vortheile europäischer Gesittung wohl erkennt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpassend für die Völker betrachtet, die dem Naturzustande noch so nahe stehen [...]“ Zit. nach: Paul Wilhelm Herzog von Württemberg: Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824, Stuttgart/Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung 1835, S. 267. Weiterhin ließe sich auf die Figur Assowaum in Friedrich Gerstäckers Roman *Die Regulatoren in Arkansas* (1846) verweisen. Assowaum ist weder bereit, zum Christentum überzutreten, noch in der Lage, sich seiner Rachegelüste zu erwehren.

Seit Jahrtausenden ist die eigene Abstammung eine zentrale Frage des Menschen. Laut Rüdiger Safranski lebte der Mythos des Ursprungs gerade im Zuge der Romantik erneut auf.⁶ Sowohl die individuelle als auch die kollektive Identität ist immer auf eine gewisse Art und Weise mit dem Ursprung verbunden oder besser mit einer Suche danach.⁷ Hier kann beispielsweise die nationale Identität genannt werden, deren Bildung immer auch mit der Darlegung ihrer Anfänge und Ursprünge verbunden war und die im 19. Jahrhundert unter anderem durch den Germanenmythos einen neuen Aufschwung erlebte, und zwar besonders in den deutschen Staaten. Das jeweilige Identitätsverständnis ist dementsprechend immer auch eine Frage von Geschichte und Gedächtnis.

Doch der Umstand, dass es nur einen ‚edlen Indianer‘ geben kann, wenn dieser in seiner Lebensart möglichst ursprünglich ist, impliziert, dass er über einen hohen Grad an sogenannter Reinheit verfügen muss: Er darf sich nicht von außen beeinflussen lassen, nicht dem Alkohol verfallen, nicht der Mordlust gegenüber den Siedlern nachgeben, darf keine Kleidung der Siedler tragen oder gar zum Christentum übergetreten sein. Alle diese Aspekte dürfen nicht den Charakter des ‚edlen Indianers‘ beeinflussen, ansonsten verliert er den Status des Edlen, wie unter anderem die Ausführungen zu der Figur Assowaum im nächsten Abschnitt zeigen werden. Demnach findet ein Appell statt, die Reinheit zu bewahren, spricht sich vor Veränderungen durch Fremdeinwirkung zu schützen. Und genau darin liegt eine zentrale Funktion des ‚edlen Indianers‘. Betrachten wir die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, so ist ersichtlich, dass sich die Bürger in den einzelnen deutschen Staaten nicht nur auf politischer Kurssuche befanden, sondern unter ihnen auch Identitätsfragen in der Öffentlichkeit breit diskutiert wurde. In verschiedenen Bereichen kam es dabei zu Spannungen und Auseinandersetzungen: ob dies nun das Problem der Auflehnung gegen die restaurativen Mächte betraf oder die Frage, welches Nationenkonzept und welche Regierungsform die beste sei, um gegen Feinde nach außen stark zu sein, oder ob es um die Verortung des Individuums in der Gesellschaft ging. Gerade bei Johannes Scherr (1817-1886) und Charles Sealsfield (1793-1864) ist klar auszumachen, dass

6 Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*, München: Carl Hanser 2007, S. 159.

7 Ingo Wiwiorra: *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, S. 53f.

es ihnen in diversen Schriften darum geht, die herrschenden restaurativen Mächte anzuprangern und gleichzeitig der eigenen deutschen Bevölkerung Untätigkeit vorzuwerfen. Für die Freiheit und bestimmte Ideale müsse man stets uneingeschränkt eintreten und diese bewahren, und zwar gegen jeden, der sie von außen zu unterminieren versucht. Beispielsweise beschwert sich die deutsche Hauptfigur Tristan in Johannes Scherrs Roman *Die Waise von Wien* wiederholt über die Untätigkeit der deutschen Liberalen, die Unterdrückung durch Kirche und Staat und fordert die Einhaltung der Menschenrechte, ferner Gerechtigkeit, die Freiheit des Einzelnen und Bildung.⁸ All das findet der fiktive Tristan in einer Musterkolonie, welche den pathetischen Namen „Libertas“ trägt und durch die ‚edlen Komantschen‘ beschützt wird. Die Bewahrung der eigenen Identität setzt demzufolge eine Abwehr voraus, egal wie übermächtig der Feind scheinen mag. Doch ganz wichtig ist, dass dies nicht bedeutet, gegen den Fortschritt zu sein. Denn Statik bedeutet Vernichtung. So wehren sich die Indianer gegen jede Form der noch so offensichtlichen Verbesserung und diese Abwehrhaltung trägt maßgeblich zu ihrer Verdrängung und Vernichtung bei. Besonders deutlich wird dies in Sealsfields Roman *Der Legitime und die Republikaner* an der Figur Tokeah, welche resigniert stirbt, da sie weder in der Lage ist, sich anzupassen noch Veränderungen zu akzeptieren.⁹

Besinnung auf Ursprünglichkeit ist folglich zentral für die Aufrechterhaltung positiver Eigenschaften, aber gleichzeitig muss man aus sich selbst heraus für den Fortschritt eintreten, damit man nicht vernichtet wird bzw. an Stärke verliert. Der Umstand ist nicht nur indirekt eine Form der Warnung an die restaurativen Mächte, dass statisches, mutwilliges Aufrechterhalten der scheinbar überholten alten Strukturen zur eigenen Vernichtung führt, sondern auch ein Appell an jeden, dass man den Fortschritt begrüßen und

8 „Denn ich hatte, wie ich bald merkte, hier einen jener klugen Witterer und muthlosen Zitterer vor mir, die bei jeder Gelegenheit die größten Worte aus dem Aermel schütteln, aber vor der kleinsten That zurückbeben. Bis zu der Idee der Republik vermögen sich nur wenige dieser Oppositionsmänner zu erheben, ihr Ideal ist die constitutionelle Monarchie, weil es nur in dieser möglich ist, sich den Anschein der Freiheitsliebe und Volksthümlichkeit zu geben, ohne ein Häärchen seines Hauptes zu gefährden.“ Johannes Scherr: *Die Waise von Wien*. Zweiter Band, Stuttgart: Franckh'sche Buchhandlung 1847, S. 35f.

9 Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner* (wie Anm. 3), Dritter Theil, S. 264f.

vorantreiben muss. Dabei dürfen jedoch nicht die ursprünglichen Werte und Normen außer Acht gelassen und vernachlässigt werden.

In den einzelnen literarischen Ausführungen ist eine unterschiedliche Form und Ausprägung von Radikalität erkennbar. Während in Scherr's Roman *Die Weise von Wien* lediglich die Personen eine positive Wertung erfahren, die Deutschland den Rücken kehren, und jede andere Figur und politische Grundhaltung mit dem Vorwurf der Untätigkeit und der Beschränkung auf eigene Interessen konfrontiert wird, ist eine Abschwächung dieses Urteils von Sealsfield über Friedrich Gerstäcker (1816-1872) bis hin zu Balduin Möllhausen (1825-1905) festzustellen. Scherr *äußert* den Vorwurf, dass Deutschland¹⁰ noch nicht in der Lage sei, die eigene Zukunft in die Hand zu nehmen und nachhaltig etwas am gesamten System zu ändern, was einer radikalen Umwälzung auf jeder Ebene bedürfe. Bei Gerstäcker und Möllhausen hingegen sind lediglich versteckte Andeutungen liberaler Ideen in der Figur des ‚edlen Indianers‘ übrig geblieben¹¹, der radikale und revolutionäre Gedanke Scherr's findet sich bei ihnen nicht mehr wieder.

Anders gestaltet sich die Thematik in den Reiseberichten von Maximilian Alexander Philipp Prinz zu Wied-Neuwied (1782-1867) und Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797-1860). Beide treten ebenfalls für die Beibehaltung von Ursprünglichkeit ein, doch weniger im Sinne eines Appells an die Allgemeinheit, sondern in Form der Legitimation von machtsstaatlicher Hierarchie und Überlegenheit. Sie argumentieren auf einer rassistisch-nationalistischen Ebene und postulieren die Ordnung einer natürlichen Ursprünglichkeit, in der sich Überlegenheit manifestiert und die es einzuhalten gilt. Nur so kann das Gesamtgefüge erhalten bleiben. In beiden Reiseberichten findet man eine der Grundideen des deutschen Konservatismus

10 Scherr schreibt über Deutschland, ohne eine eindeutige geographische Zuordnung zu tätigen – vermutlich bezieht er sich im Folgenden auf den Deutschen Bund: „So, wie die Zustände Europa's und insbesondere Deutschlands einmal derzeit noch sind, muß der Versuch, die Gesellschaft auf friedlichem Wege aus sich selbst zu reformieren, schlechterdings scheitern.“ Scherr: *Die Weise* (wie Anm. 7), Dritter Band, S. 149.

11 Vgl. z. B. Friedrich Gerstäcker: *Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas*, Paderborn: Salzwasser 2011 [Reproduktion des Originals von 1844]; ders.: *Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's*, Leipzig: Otto Wigand 1846. Siehe auch: Balduin Möllhausen: *Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee*, Leipzig: Hermann Mendelssohn 1858.

wieder, welcher sich gegen den Individualismus des Liberalismus aussprach, da die Gesellschaft ständisch gebunden sei. Aus diesem Grund gebe es herrschaftliche und machtstaatliche Hierarchien und die Auflösung derselben würde das Zusammenbrechen des gesamten Staatsgebildes bedeuten und Chaos herbeiführen.¹²

Weitere zentrale Bestandteile in der Betrachtung des ‚edlen Indianers‘ waren die Projektion der eigenen Schönheitsideale und das Eintreten für die Werte und Normen, die scheinbar einer europäischen Gesellschaft entlehnt sind. Dieser Umstand steht sicherlich im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Meinung, dass sich Optik und Charaktereigenschaften entsprechen. So sei allgemein das Schöne ein Symbol des Guten.¹³

Als Eigenschaften werden dem ‚edlen Indianer‘ Barmherzigkeit, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Weisheit zugeschrieben. Alle angeführten Aspekte haben die Funktion, das Fremde nicht als zu fremd erscheinen zu lassen. Umso mehr heidnischen Gebräuchen ein Indianer nachgeht, desto weiter ist er von der Welt des Autors entfernt und verliert eine mögliche Identifikationsfunktion, wie etwa im Falle des ‚barbarischen Indianers‘ und ‚entarteten Indianers‘, zwei weiteren Ausformungen neben dem ‚edlen Indianer‘, sichtbar werden wird. Um das Fremde erlebbar zu machen bzw. darüber eine Identifikation zu ermöglichen, benötigt es das Eigene oder zumindestens eine Wunschvorstellung von dem, was man als das Eigene bezeichnen würde. Infolgedessen könnte man beim ‚edlen Indianer‘ von der Konstruktion eines Dritten Raumes im Sinne des Kulturtheoretikers Homi Bhabha sprechen.¹⁴ Auch Susanne Zantop argumentiert, dass man den ‚edlen Indianer‘ als eine Figur des Dritten bezeichnen könnte, obwohl sie sich in erster Linie auf dessen äußere Merkmale bezieht.¹⁵ Doch wie man erkennen kann, lässt sich der

12 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München: C. H. Beck 2013, S. 316.

13 Urs Bitterli: *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, 2. Aufl., München: C. H. Beck 1991, S. 357.

14 Vgl. Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur (Stauffenburg Discussion, Bd. 5)*, Tübingen: Stauffenburg 2011 (EA *The Location of Culture*. London/New York: Routledge 1994), S. 53-57.

15 Susanne Zantop: *Der Indianer im Rasse- und Geschlechterdiskurs der deutschen Spätaufklärung*. In: Karl Kölz/Viktoria Schmidt-Linsenhoff/Herbert Uerlings (Hrsg.): *Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und*

Indianer auch als eine Figur des Dritten verstehen, dadurch dass man auf ihn bestimmte Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen projiziert.

2. Der ‚barbarische Indianer‘

Man könnte jetzt meinen, dass die Definition und Erläuterung des ‚barbarischen Indianers‘ dem ‚edlen Indianer‘ entgegengesetzt ist. Sicherlich ist eine Form von Dualismus und Dichotomie nicht abzustreiten, dennoch gestaltet sich die Situation etwas komplexer.

Schon allein die Tatsache, dass es manchmal fließende Übergänge vom ‚edlen‘ zum ‚barbarischen Indianer‘ in einer literarischen Figur bzw. Person gibt, macht die Situation nicht einfach. So verhält es sich beispielsweise bei Assowaum aus dem Werk *Die Regulatoren in Arkansas* von Friedrich Gerstäcker. Verkörpert Assowaum zu Beginn des Werkes einen Indianer mit edlen Tendenzen, ändert sich diese Kennzeichnung mit der Ermordung seiner Frau. Er wird nun lediglich von seinen Rachegehlüsten getrieben:

Er [der Priester] hatte sein Gebet aber noch nicht beendet, als ein eigenes, wildes Feuer den Indianer zu durchzucken schien; langsam nahm er die Hände von den Augen, und wie sein fester, durchdringender Blick dem des Priesters begegnete, und dieser vor dem dunkel-glühenden Augen des Kriegers heimlich erschauernd schwieg, richtete sich der Häuptling stolz empor [...], sprach er mit lauter, klangvoller Stimme: „[...] Nein! Keine Vergebung – Fluch treffe den Mörder, Assowaum wird ihn finden, sein Leben hat fortan nur den einen Zweck: den Mörder zu strafen [...]“¹⁶

Mit dem Moment ändert sich nicht nur seine gesamte Haltung, sondern auch seine Beschreibung. Er ist „schreckenerregend“, hat „rollende Augen“ und ist willens, den Tod von unschuldigen Menschen in Kauf zu nehmen, um seine Rache zu vollenden.¹⁷ Immer tiefer fällt er in den Sog des Barbarischen,

Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Studienreihe Romania, Bd. 16), Berlin: Erich Schmidt 2001, S. 122.

16 Gerstäcker: *Die Regulatoren* (wie Anm. 10), Zweiter Band, S. 89f.

17 Nachdem der falsche Priester Rowson des Mordes überführt worden ist, nimmt er zwei Mädchen als Geiseln und verschanzt sich in eine Hütte mit der Drohung, die Mädchen beim Erstürmen umzubringen. Trotzdem will es Assowaum mit einigen Siedlern versuchen: „[...] fielen auch die Mädchen zuerst unter ihren

seine Rachegefühle vermischen sich mit Blutdurst¹⁸ und am Ende richtet er den Mörder seiner Frau ohne Vergebung auf einer Art Scheiterhaufen:

Er [der Priester] kannte die Sitten der wilden westlichen Stämme, kannte ihre erbarmungslose Grausamkeit, und in wilden, gellenden Schmerz und Angstschrei machte sich seine Brust Luft, während er umsonst gegen seine Bande anwüthete. Der Indianer wehrte ihm nicht – ein Knebel würde jedem weiteren Schmerzruf ein Ende gemacht haben, aber nein, jener Ton war Musik für sein Ohr, und lächelnd bog er sich nieder und bließ mit seinem Hauch das qualmende Laub zur Flamme an. [...] Wilder und entsetzlicher wurden die Hülferufe des Gepeinigten, und lauter und jubelnder schallte dazu der Festgesang der Odjibewas [...].¹⁹

Assowaum befriedigt nicht nur seine Rache, das Leiden seines Opfers bereitet ihm sogar Freude und Genugtuung. Blutdurst und Rachsucht sind zwei zentrale Eigenschaften des ‚barbarischen Indianers‘. Er ist prinzipiell zu keiner Form der Vergebung oder Barmherzigkeit in der Lage.

Selbst die Rituale, welchen der ‚barbarische Indianer‘ nachgeht, hängen zumeist mit dem Quälen anderer Menschen zusammen. Dabei ist das Skalpieren ein elementarer Bestandteil des indianischen Lebens. Wie beim ‚edlen Indianer‘ angeführt, gehört es scheinbar zur Eigentümlichkeit eines jeden Indianers, einen Skalp zu nehmen, jedoch ist ein Unterschied zwischen dem wahllosen und ungezügelter Skalpieren eines ‚barbarischen Indianers‘ und dem selektiven Vorgehen eines ‚edlen Indianers‘ festzustellen. Der ‚edle Indianer‘ skalpiert – wenn überhaupt – nur seine Feinde, die in der Regel als die feindlichen Indianer oder als weißes Gesindel auftreten, womit bereits eine gewisse Form der Legitimation gegeben ist: Es trifft keine Unschuldigen. Anders verhält es sich beim ‚barbarischen Indianer‘. Jener skalpiert sein Gegenüber sogar bei lebendigem Leibe, lediglich um der Trophäe und des Blutdurstes willen.²⁰ Beim ‚edlen Indianer‘ geht es beim Skalpieren nicht

Streichen – was kümmerte das den Indianer – auch seine Squaw war ermordet [...]“ Zu dieser Darstellung vgl. Gerstäcker: Die Regulatoren (wie Anm. 10), Dritter Band, S. 176.

18 „Sein Blut will ich!“ knirschte der Wilde, „sein rothes Blut – das Herz aus seinem Leibe!“ Ebd., S. 150.

19 Ebd. S. 243f.

20 „Dieses Oh! schrillte nicht umsonst so angstvoll, denn der Wilde [...] war in der Tat Willens, mit seinem Messer den Neger bei lebendigem Leibe zu skalpieren.“

um den Trophäencharakter, es wird vielmehr eine eingeschriebene Sitte dargestellt, der entsprochen wird. Aus der Perspektive eines Christen wird das Skalpiertieren durch den ‚edlen Indianer‘ immer noch als ein heidnischer und grausamer Brauch wahrgenommen, jedoch anders als beim ‚barbarischen Indianer‘. Es erfolgt eine Rechtfertigung über die festgeschriebene Eigentümlichkeit. Damit wird, trotz des edlen Charakters, die Distanz zum Eigenen sichergestellt. Selbst der ‚edle Indianer‘ darf dem Eigenen nicht überlegen sein.

Jegliche Form von gewalttätigem Vorgehen mindert die Ehre und Männlichkeit eines Indianers. Männlich und ehrenhaft ist es, sich in einem offenen Kampf Mann gegen Mann zu stellen und die wehrlosen und schutzbedürftigen Frauen und Kinder zu retten. All dies tun ‚edle Indianer‘ und gute Siedler²¹, die damit in das bestehende europäische Männlichkeitskonzept des 19. Jahrhunderts eingeordnet werden. So habe sich nach den Forschungen von Wolfgang Schmale in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das hegemoniale Männlichkeitsmodell entwickelt, welches sich im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärken sollte. Vor allem die körperliche Ertüchtigung zur charakterlich-moralische Verbesserung und Stärkung der Wehrhaftigkeit nahm einen zentralen Teil in diesem Konzept ein.²² Nur Gesetzlose und ‚barbarische Indianer‘ würden es wagen, sich dem Kodex zu entziehen und verlören dadurch Männlichkeit, Ehre, Aufrichtigkeit und Tapferkeit.

Scherr: Die Weise (wie Anm. 7), Zweiter Band, S. 230. Im gleichen Werk skalpiert der edle Komantschenhäuptling Melahuk lediglich die ‚barbarischen‘ Apachen, welche zuvor die Siedler wiederholt überfallen und getötet haben (S. 196). Die Figur El Sol in Sealsfield Werk *Der Legitime und die Republikaner*, der den ‚edlen Indianer‘ verkörpern soll, hat kein Verlangen mehr nach Skalps und trägt sie auch nicht als Trophäe, vgl. Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner* (wie Anm. 3).

- 21 Bei Sealsfield rettet El Sol sowohl Canondah als auch Rosa das Leben (wie Anm. 8. Erster Theil, S. 51; Dritter Theil, S. 257), wohingegen bei Scherr es Melahuk ist, der die Kolonie unter besonderer Berücksichtigung der Fürstin und Oda bewacht und diese auch aus den Fängen der Apachen befreit, vgl. dazu jeweils: Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner* (wie Anm. 3), Erster Theil, S. 51 u. Dritter Theil, S. 257; Scherr: *Die Weise* (wie Anm. 7), Dritter Band, S. 10-14 u. 28.
- 22 Wolfgang Schmale: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000)*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003, S. 151 u. 180-182.

Die äußere Beschreibung des ‚barbarischen Indianers‘ nimmt in der erzählenden Literatur wenig Raum ein. Folgt man der Annahme, dass es einen Zusammenhang zwischen Charakter und äußerem Erscheinungsbild gibt, dann erübrigte sich jede Notwendigkeit eines Hinweises auf das Erscheinungsbild, da der ‚barbarische Indianer‘ gar kein ansprechendes Äußeres haben kann. Gleichzeitig wird über die Zuschreibung eines hässlichen Äußeren für bestimmte Figurengruppen seitens der Autoren ein herrschaftlicher Zugang legitimiert, da der Körper Zeichen des moralisch-sittlichen Zustandes ist.²³ Als besondere Kennzeichnung des Hässlichen und Entstellten ist die Bemalung des Gesichtes zu nennen. „Rollende“ und „glühende Augen“ sind zwei wiederholt auftretende Beschreibungen des ‚barbarischen Indianers‘. Sie verraten nicht nur den zornigen, willkürlichen, ungezügelter Charakter der jeweiligen Person, sondern auch die Verbindung zum Teuflischen. Dabei bildet die Markierung des Bösen über das Teuflische eine lange Tradition.²⁴ Ansonsten ist es für Autoren bei der Beschreibung des ‚barbarischen Indianers‘ deutlich mehr von Interesse, auf Eigenschaften und Verhaltensweisen einzugehen: Ein ‚barbarischer Indianer‘ ist nicht in der Lage dazu, aufrichtig und ehrlich zu sein. Tatsächlich verbergen sich hinter dem bemalten Gesicht immer der mögliche Verrat und Hinterlist. Dabei werden diese Eigenschaften nicht unbedingt an einzelnen Taten oder Erfahrungen festgemacht, sondern als gegeben vorausgesetzt. Es sind fest eingeschriebene Attribute, die keiner Erklärung oder gar des Beweises bedürfen, das ist lediglich andersherum der Fall. Ein Indianer muss sich erst als „gut“ bzw. „edel“ beweisen, was zumeist durch die Rettung oder den Schutz unschuldiger Siedler geschieht.

23 Vgl. dazu auch Stefan Kaufmann: Vom Zeichen zur Ursache einer kulturellen Differenz. Die Körper der Wilden in der Anthropologie des 18. Jahrhunderts. In: Monika Fludernik/Peter Haslinger/Stefan Kaufmann (Hrsg.): Der Alteritätsdiskurs des Edlen Wilden. Exotismus, Anthropologie und Zivilisationskritik am Beispiel eines europäischen Topos (Identitäten und Alteritäten, Bd. 10), Würzburg: Ergon 2002, S. 99f.

24 Vgl. z. B. „Im nämlichen Augenblick sah ich die rollenden Augäpfel eines Wilden unten durch einen Zwischenraum der Palisaden glühen.“ Zit. nach: Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Zweiter Band, S. 205. Zur Frage der Markierung des Bösen über das Teuflische siehe u. a.: Josep Fontana: Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte, München: C. H. Beck 1995, S. 72ff.; Jean Delumeau: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. Band 2, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985.

Seine positive Zuschreibung muss der ‚edle Indianer‘ wiederholt bestätigen, um weiterhin als solcher zu gelten, er erhält das Prädikat nicht durch eine einzige Handlung, sondern nur durch seine Beständigkeit.²⁵

Mit der Assoziation zum Teufel werden letzte moralische Skrupel aufgehoben, die sich möglicherweise beim *Töten der Indianer durch Christenhand* ergeben könnten. Und u. a. darin liegt die Funktion des Stereotyps des ‚barbarischen Indianer‘. Um einen ‚edlen Indianer‘ zu schaffen, bedarf es eines negativen Gegenbeispiels, folglich dient der ‚barbarische Indianer‘ dazu, den ‚edlen Indianer‘ zu konstituieren. Dabei bildet die negative Folie sogar eher den Ausgangspunkt als die positive. Das Positive muss sich erst legitimieren, während das Negative scheinbar der natürlichen Daseinsberechtigung unterliegt. Ohne den ‚barbarischen Indianer‘ würde es demzufolge nicht den ‚edlen Indianer‘ geben. Für den Siedler besteht die Möglichkeit, mit dem ‚edlen Indianer‘ eine Form des Bündnisses bzw. ein Verhältnis einzugehen, wohingegen so etwas mit dem ‚barbarischen Indianer‘ nicht möglich ist, er hat nicht einmal eine begründete Daseinsberechtigung in der christlichen Weltordnung. Deswegen ist es aus dieser Sicht legitim, ihn zu töten oder gar auszurotten. Damit trägt Literatur sogar dazu bei, eine grausame Form der „Indianerpolitik“ zu rechtfertigen und diese eben nicht zu hinterfragen. Tatsächlich ist der Aspekt des Dämonischen und Teuflischen bei James Fenimore Cooper deutlich ausgeprägter als bei seinen deutschen Kollegen.²⁶ Das steht vermutlich in direktem Zusammenhang mit der amerikanischen

25 Beispielsweise beschützen die ‚edlen‘ Komantschen die Siedler in Scherrs Werk *Die Waise von Wien* gegen die ‚barbarischen‘ Apachen, welche deren Siedlung regelmäßig überfallen; dennoch verdächtigt ihn die weiße Hauptfigur Tristan bei fragwürdigem Verhalten wiederholt eines möglichen Verraths: „Ich wandte mich daher nach dem Comanche um, um ihn [sic] und seine [sic] Tochter zu bedeuten, daß wir uns beeilen müßten, bemerkte aber, daß Melahuk von der Seite Nonnimurs verschwunden sei. Der Gedanke des Verraths züngelte aus meiner Seele empor, allein mit Unrecht [...]“ Scherr: *Die Waise* (wie Anm. 7), Band 2, S. 196.

26 Folgende Textstelle bildet dabei vermutlich einen Höhepunkt der negativen Darstellung: „Sie verfolgten ihr Opfer noch mit wüthenden Streichen, wenn es diese längst nicht mehr fühlen konnte. Das Blut floß in Strömen, und der Anblick desselben reizte die Huronen zu einer solchen wahnsinnigen Wuth, daß mehrere nieder knieten und die dunkelrothe Fluth mit teuflischer Lust einschlürften.“ James Fenimore Cooper: *Der Letzte der Mohikaner. Eine Erzählung aus dem Jahre 1757*. In: ders.: *Cooper's sämtliche Werke*. Hrsg. von Christian August

Indianerpolitik, die dahingehend Legitimationsbedarf hatte, die Schuldfrage in Bezug auf die Vernichtung der indigenen Bevölkerung eindeutig zu klären. Eine derartige Themenstellung bedurfte es in den Staaten des Deutschen Bundes dagegen nicht. Hier ging es hauptsächlich darum, die eigene Weltordnung und deren hierarchischen Aufbau zu rechtfertigen; die Deutschen benötigten jedoch zu dieser Zeit noch keine Absolution *für die Legitimation einer irgendwie gearteten rassistischen Ausrottungspolitik*.

Gleichzeitig wird auch in der deutschen Literatur das Eigene dem ‚Edlen‘, dem Rechtschaffenden, dem Überlegenen und dem wahrhaft Gläubigen angenähert bzw. damit identifiziert. Man positioniert sich gegenüber dem ‚Barbarischen‘ und verweist darauf, dass dies die Anderen sind, die nicht im gleichen Wertesystem leben. Auf diese Weise stellt das ‚Barbarische‘ eine Zuschreibung dar, mit deren Hilfe die einschlägig markierten Individuen als „fremd“ gekennzeichnet werden *können*. Durch die Konstante des Grausamen und Blutrünstigen erhält es jedoch eine weitergehende Bedeutung, die über die bloße Fremdheit hinausgeht. Das ‚Barbarische‘ wird besonders emotional aufgeladen, was die Differenz vergrößert und keine positive Konnotation oder gar eine Romantisierung zulässt. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die ‚barbarischen Indianer‘ fast immer und ausschließlich im Bündnis oder im Austausch mit gesetzlosem Gesindel stehen. Dabei genügt zumeist das Versprechen von Alkohol, die Aussicht auf die Jagd nach Skalps oder die Befriedigung des Blutdurstes, um den ‚barbarischen Indianer‘ als Partner zu gewinnen.²⁷ Die Darstellung des ‚barbarischen Indianers‘ in der Literatur ist deswegen immer mit moralisch-sittlichen Bewertungen verbunden.

3. Der ‚entartete Indianer‘

Zur Markierung des ‚entarteten Indianers‘ dient primär der Alkoholkonsum, welcher ihn vor allem vom ‚edlen Indianer‘ abgrenzt. Während der ‚edle Indianer‘ dem Konsum von Alkohol entsagt, ist der ‚entartete Indianer‘

Fischer. Bändchen 7-12, Frankfurt a. M.: Johann David Sauerländer 1826, hier Drittes Bändchen, S. 113.

27 Vgl. dazu u. a. Scherr: Die Waise (wie Anm 7), Zweiter Theil, S. 195ff.; Balduin Möllhausen: Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika, Leipzig: Hermann Costenoble 1861, hier Zweiter Band, S. 228ff.

ständig um Nachschub bemüht. Er ist bereit, nicht nur Würde und Moral aufzugeben, sondern auch jeglichen Besitz:

Branntwein ist diesen Indianern, wie allen übrigen Nord-Americanern, der höchste Reiz, um alles was sie besitzen und an sich tragen, wegzugeben. [...] Ein Mann soll oft sechs bis acht Weiber besitzen, mit welchen er in Hinsicht der Weissen sehr freigiebig ist. Schon sehr junge kleine Mädchen werden angeboten.²⁸

In diesem Zitat wird neben der Konstante des Alkohols eine weitere moralische Verwerflichkeit angeführt: Der Indianer ist gewillt, seine Frauen zur Prostitution zu nötigen, damit er selbst Alkohol bekommt, sogar vor Kindern macht er keinen Halt, um seine Sucht zu befriedigen. Von Selbstbeherrschung, Mäßigung, moralischer Festigkeit und Würde, Eigenschaften, die einen ‚edlen Indianer‘ auszeichnen, ist bei einem ‚entarteten Indianer‘ nichts auszumachen. Dabei führen sowohl Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied als auch Paul Wilhelm Herzog von Württemberg an, dass dies insbesondere an der Disziplinlosigkeit der Indianer liegen würde, vor allem aber an der *Nähe und* dem Einfluss der Siedler.

[...] überhaupt trugen die vom Congreß gegebenen Gesetze Vieles dazu bei, die rothe Bevölkerung zu befreunden, und das pünktlich beobachtete Verbot, Whisky und andere berauschende Getränke an die Indier als Handelsartikel auszuführen, ist ebenso klug als menschenfreundlich, und verhindert viel Unglück. Wie unendlich der Genuß geistiger Getränke die Indier demoralisiert, läßt sich deutlich an jenen Völkern erkennen, welche entfernt von den Weißen leben. Sie sind noch viel besser und unverdorben als diejenigen, welche auf ihren Jagdzügen oder zum Tauschhandel die Städte und Niederlassungen der letzteren berühren, und daselbst von dem Genusse des Branntweins nicht abgehalten werden können. [...] Der Indier, der ein würdevolles ernsthaftes Wesen mit ruhiger und kalter Überlegungskraft als Symbol männlicher Stärke betrachtet, ist betrunken ganz das Gegenteil. Die wilde Leidenschaft verleitet ihn leicht zu jeder Handlung, und sein ohnehin kriegerisches Gemüth läßt ihn in roher Tapferkeit die Waffen gegen den Feind führen, dessen Leben er nüchtern bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt hätte.²⁹

28 Maximilian Prinz zu Wied: Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832 bis 1834. Mit 48 Kupfern, 33 Vignetten, vielen Holzschnitten und einer Charter. Erster Band, Coblenz: Hoelscher 1839, S. 572.

29 Württemberg: Erste Reise (wie Anm. 4), S. 175.

Paul Wilhelm Herzog von Württemberg stellt hier den Verfall des Indianers durch Alkohol in vollem Ausmaß dar. Nur dank des Eingreifens der amerikanischen Regierung wird Schlimmeres verhindert und der Zügellosigkeit Einhalt geboten. Damit wird dem Indianer die Mündigkeit aberkannt, seinen Alkoholkonsum eigenständig zu reglementieren. Allerdings liegt die Betonung in von Württembergs Werk auf demjenigen Indianer, der Kontakt zu den Siedlern hat. Jener ist nicht stark genug, sich des fremden Einflusses zu erwehren. Das führt bei dem besagten Indianer zum Verfall der eigenen Sittlichkeit und Moral, was in der Folge eine Fremdherrschaft *über ihn* nötig macht, die seine freie Selbstbestimmung und eigene Entscheidungsgewalt einschränkt bzw. aufhebt. Wer nicht selbst dazu in der Lage ist, eigenständig moralische Prinzipien für sich aufrechtzuerhalten, bedarf einer fremden, übergeordneten Lenkung. Eine ähnliche Position vertritt auch Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. In seiner Abhandlung, der *Reise nach dem nördlichen Amerika*, forderte nahezu jeder Indianer(stamm) Branntwein als Tauschobjekt. Diesem Bestreben gab man als verantwortungsbewusste, moralische Instanz nicht nach und verzichtete eher auf den Tauschhandel.³⁰ Dass der Alkohol im Zusammenhang mit dem ‚entarteten Indianer‘ steht, ist aus der Sicht der Zeitgenossen auf Branntwein in Deutschland nicht weiter verwunderlich. Wie Alfred Heggen verdeutlicht, ist Branntwein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das einzige Genussmittel, welches sich die arme Bevölkerung leisten konnte. In der bürgerlichen Wahrnehmung wurden Pauperismus und Branntweinkonsum von daher oftmals in Verbindung gebracht. So konnte aufgrund der deutlichen Verbilligung von Branntwein ein erhöhter Konsum in der breiten Bevölkerung festgestellt werden, der in bürgerlichen und klerikalen Kreisen mit dem Namen „Branntweinpest“ belegt wurde, mit dem man wiederum den sozialen, moralischen, religiösen und gesellschaftlichen Verfall durch übermäßigen Genuss kennzeichnen wollte. Gleichzeitig entstand eine Mäßigkeitsbewegung, um die sittliche und gesunde Lebensführung aufrecht zu erhalten, die jedoch keinen Erfolg hatte.³¹ Dementsprechend steht erhöhter und abhängiger Branntweinkonsum für etwas Verwerfliches, Degeneriertes und Verkommenes in der

30 Wied: *Reise* (wie Anm. 27), S. 458.

31 Alfred Heggen: *Alkohol und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Eine Studie zur deutschen Sozialgeschichte* (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 64), Berlin: Colloquium 1988, S. 76, 83, 88-90 u. 105f.

zeitgenössischen Betrachtung und fungiert als Markierung für den ‚entarteten Indianer‘.

Der Alkoholkonsum kann auch in Zusammenhang mit dem ‚barbarischen Indianer‘ auftreten, allerdings wird er hier nicht als Symbol der ‚Entartung‘ verwendet, sondern gilt vielmehr als der Verstärker der Grausamkeit, als Auslöser von Willkür und als Metapher für das abgrundtief Böse, wenn der Siegeszug mit Alkohol feierlich begangen wird.

Mit einer möglichen ‚Entartung‘ geht die Annahme der Fremdbestimmung einher. Diese erfolgt auf zwei Ebenen. Zum einen benötigt ein ‚entartetes Volk‘ oder eine ‚entartete Gruppe‘ eine externe Leitung, wie die exemplarischen Ausführungen beider adliger Literaten zeigen, damit sie jeweils nicht gänzlich dem Chaos anheimfallen und im Falle ungezügelter Ausschweifungen von außen reglementiert werden *können*, wozu sie selbst nicht mehr fähig sind. Zum anderen muss mithilfe einer übergeordneten Macht einer ‚Entartung‘ vorgebeugt werden. Damit ergeben sich zwei verschiedene Formen der Fremdbestimmung: Bei der ersten Variante handelt es sich um eine externe Macht, welche die regierende Gewalt übernimmt, bei der zweiten Variante bildet sich die Regierung aus der eigenen Gesellschaft. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass die Fremdbestimmung in Form beider Varianten bei Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied und Paul Wilhelm Herzog von Württemberg eine positive Konnotation erhält. Die Regierung bildet sozusagen die Instanz, die für eine Reglementierung verantwortlich ist und die auf diese Weise dazu beiträgt, einer Entartung vorzubeugen. Zu derartigen Handlungen sind die Indianer laut der Ausführungen des Prinzen zu Wied und des Herzogs von Württemberg selbst nicht mehr in der Lage. Dieser Umstand ist nicht weiter erstaunlich, da beide Adelsprösslinge mit ihrer Argumentation die Position des Herrschenden und des Untertanen legitimieren. Aus ihrer Sicht bedarf es einer übergeordneten Herrscherfunktion, damit das Gesamtgebilde im moralischen und ursprünglichen Sinne erhalten bleibt. Dabei gehe es lediglich um die Fürsorge gegenüber den Untertanen und um deren Wohlergehen, für das eben der Herrschende verantwortlich sei. Der Untertan seinerseits sei nicht unbedingt in der Lage zu erkennen, was das Richtige für ihn ist, da er im Falle eines erhöhten Fremdeinflusses die Kontrolle verlieren würde. Genau das würde durch den Herrschenden unterbunden. Es erfolgt also eine Legitimation der eigenen Herrschaftspraxis. Diese Form des aristokratischen Grundgedankens verdeutlichte bereits Harry Liebersohn in einer Studie aus dem Jahr 2001, in der er darauf aufmerksam macht, dass die Darstellung der Indianer in den Reisebeschreibungen europäischer Aristokraten

immer mit deren eigener Machtstellung und uneingeschränktem Herrschaftsanspruch verknüpft werde.³²

Letztendlich verbindet ein Ausgangspunkt alle Deutungsansätze und möglichen Funktionalitätserklärungen: der Nationalstolz. Eine ‚Entartung‘ führe demnach zu einer Abkehr vom eigenen Nationalstolz, man verlöre den Bezug zur eigenen Herkunft, zur eigenen Geschichte, gar zu der eigenen Nation, da man sich nicht mehr auf die ursprünglichen Werte und Normen besinnen, sondern nur noch in einem verkommenen Abbild derselben leben würde. Somit wird an die Notwendigkeit der Distanzierung von Fremdeinflüssen appelliert. Es gilt den Nationalstolz aufrechtzuerhalten, um die eigene Ursprünglichkeit zu schützen.

4. Die Frage nach dem ‚zivilisierten Indianer‘

Auffallend ist bei der Betrachtung der verschiedenen Stereotype, dass es scheinbar keinen ‚zivilisierten Indianer‘ gibt. Weder in den Romanen noch in den Reiseberichten ist von ihm die Rede – tatsächlich erkennt lediglich Balduin Möllhausen den Indianern die Zivilisationsfähigkeit zu³³, Friedrich Armand Strubberg (1806-1889) tut dies in Ansätzen. Wenn in den Schriften von Möllhausen und Strubberg Städte erwähnt werden, in denen der Betrachter auf Indianer trifft, dann sind diese zumeist dreckig, heruntergekommen, verarmt und deren Einwohner sind dem Alkohol verfallen, mit anderen Worten: es wird nur von dem ‚entarteten Indianer‘ berichtet. Auch am Rande der Zivilisation wird eines der drei zuvor genannten Stereotype aufgeführt. Wenn man dann abseits der Zivilisation auf Indianer trifft, denen man Ansätze eines ‚zivilisierten Lebens‘ zusprechen kann, werden die entsprechenden Bilder zumeist revidiert, oder es erfolgt wie im Falle von Möllhausen und Strubberg eine derartige Assimilation, dass es fraglich ist, ob man hier noch von einem „echten“ Indianer sprechen kann.³⁴

32 Harry Liebersohn: *Aristocratic Encounters. European Travelers and North American Indians*. Cambridge: Cambridge UP 2001. S. 118 und S. 170.

33 „Aber der Indianer ist jeder Civilisation fähig, sobald er nur im Anfang eine Anleitung erfährt, eine Anleitung, die geeignet ist, mit Vertrauen entgegengenommen zu werden [...]“ Möllhausen: *Tagebuch* (wie Anm. 10), S. 16.

34 Vgl. Balduin Möllhausen: *Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri*. Zweite Abtheilung: Am Missouri. Zweiter

Anhand der Eigenschaften, die einem ‚zivilisierten‘ bzw. ‚nicht zivilisierten Indianer‘ in der Literatur zugeschrieben werden, kann man die Standards des eigenen Zivilisationsbegriffes der Autoren bemessen. Grundpfeiler einer Zivilisation seien demnach Reinlichkeit, Bildung und die Stellung der Frau. Im Zusammenhang mit der Frau werden das Arbeitsverhältnis und die Rollenverteilung thematisiert, wobei der Mann für die körperliche Arbeit auf dem Feld zuständig ist und die Tätigkeiten der Frau hauswirtschaftlicher Natur sind. Mit der Arbeit werden der Fleiß und der Ackerbau verbunden, wobei Letzterer scheinbar ein sittliches und bürgerliches Leben ausmacht. Gleichzeitig muss eine jede Gesellschaft und Zivilisation von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werden, die sich in Form eines bestimmten politischen Systems und von Gesetzen manifestiert. Die wichtigste Kategorie stellt allerdings das Christentum als Religion dar. Ihm ist alles untergeordnet, es sorgt für Struktur, Sicherheit, Gemeinschaft und Ordnung. Die Religion ist die Basis einer jeden Gesellschaft und positioniert jeden in einem göttlich-natürlichen Gefüge.³⁵ Bei Möllhausen und Strubberg wird – wie oben erwähnt – diese Kategorie um das äußere Erscheinungsbild erweitert. Gerade jener Aspekt führt dazu, dass es zu diskutieren gilt,

Band, Berlin: Otto Janke 1865, S. 12ff.; vgl. auch Friedrich Armand Strubberg: Aus Armand's Frontierleben. Dritter Band, 2. Aufl., Hannover: Carl Rümpler 1868, S. 256: „Darauf führte er den Wilden in sein Zimmer, kleidete ihn aus seiner eigenen Garderobe, schnitt ihm das Haar, und reichte ihm schließlich noch einen grauen Filzhut. Den Schmuck Paneo's aber und dessen wenige ledernde Kleidungsstücke packte er in ein Packet zusammen [...]. Du siehst aus, wie ein Mexikaner [...]“

- 35 Z. B. „Die indianischen Völkerschichten haben auffallend bewiesen, daß Nationen, wo bloß die Hälfte Menschenrechte genießt, immer nur Wilde und Barbaren seyn werden, und daß jene Reibung im gesellschaftlichen Leben, wo das Weib dem Manne mit gleichem Recht gegenüber steht, zur Veredlung des Geschlechts unumgänglich nöthig sey.“ Sealsfield: *Der Legitime* (wie Anm. 8). Erster Theil, S. 87. In Gerstäckers Roman *Die Madanenweise* trifft die männliche, weiße Hauptfigur unterwegs eine Waise, derer er sich annimmt, ihr eine Form der christlichen Ausbildung in einer Mission zukommen lässt und sie heiratet. Am Ende verrät nur ihre Haar- und Hautfarbe ihre indianische Abstammung, ansonsten sei sie eine „prächtige deutsche Hausfrau“, wobei der Ausgangspunkt für ihre Entwicklung die Annahme des christlichen Glaubens war. Balduin Möllhausen: *Die Mandanenweise*. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. Zweite Abtheilung: Am Missouri. Zweiter Band. Berlin: Otto Janke 1865, S. 12, 23, 54, 166.

inwieweit nach dem „Zivilisationsprozess“ überhaupt noch die Markierung als „echter“ Indianer funktioniert.

Es ist die Frage zu stellen, warum es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht möglich war, dem ‚zivilisierten Indianer‘ literarisch Raum zu geben. Zunächst muss festgehalten werden, dass der ‚zivilisierte Indianer‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch bedingt ein Indianer ist bzw. eine Assimilation durchläuft, bei der er die Markierung des „echten“ Indianers verliert wie er das auch schon zuvor getan hat. Es ist hier ein Wandel in der Funktion erkennbar: Während zunächst der Zivilisationsstandard der eigenen Gesellschaft definiert werden musste, war die ‚zivilisierte Version‘ des Indianers ein Zeichen präkolonialen Denkens. Zur Definition des eigenen Zivilisationsstandards wurden die Hierarchie und das Gefälle zwischen der eigenen Gesellschaft und Zivilisation auf der einen und der indianischen auf der anderen Seite veranschaulicht. Ein ‚zivilisierter Indianer‘ *würde das* so konstruierte Gefälle auflösen. In einem solchen Falle könnte man höchstens noch für sich beanspruchen, ihn ‚zivilisiert‘ zu haben; doch wer bietet dann den notwendigen Raum, um die eigene Überlegenheit zu legitimieren? Auf diese Weise würde die eigene Zivilisation infrage gestellt werden, was nicht hinnehmbar wäre. Die Hierarchie bzw. die Minderwertigkeit des Anderen muss aufrechterhalten werden, um das Eigene zu definieren. Mit Aufkommen des präkolonialen Denkens wird darauf verwiesen, dass es mit der richtigen Anleitung möglich sei, den Indianer zu zivilisieren. Gleichzeitig macht diese Annahme auch klar, dass die Deutschen zu einer solchen Zivilisationsleistung in der Lage wären, wohingegen die ehemaligen Kolonisatoren Amerikas und die Amerikaner selbst dies nicht könnten; vielmehr seien sie ja maßgeblich an der Vernichtung des „edlen Indianers“ schuld.³⁶ Es ist also zu beiden Zeitpunkten wieder eine Frage von Identität und Verortung des Eigenen.

5. Fazit

Betrachtet man die verschiedenen Indianerbilder bzw. Indianerstereotype im deutschsprachigen Diskurs des untersuchten Zeitraums, dann stellt man fest, dass sie in erster Linie zur Beantwortung der Frage dienten, was „deutsch“

36 Vgl. weiterführend zum Aspekt des präkolonialen Denkens Susanne A. Zantop: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)* (Philologische Studien und Quellen, H. 158), Berlin: Erich Schmidt 1999.

ist. Jedes Stereotyp hat die Aufgabe, die eigene Identität zu konstituieren. Dabei ist es egal, ob mithilfe der Indianerfigur eine Kritik am politischen oder gesellschaftlichen System geübt wird oder ob das Eigene positiv verortet wird. In beiden Fällen geht es darum, dasjenige im jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Wir-Feld zu bestätigen und zu bestärken, was das Deutsch-Sein ausmacht oder ausmachen sollte. Derartige Identitätsbildungsprozesse funktionieren sowohl über Heterostereotype als auch über Autostereotype.

In den angeführten Reiseberichten ist die Unterscheidung bzw. die Wahrnehmung von Hetero- und Autostereotyp deutlich ausgeprägter. Das hängt sehr wahrscheinlich damit zusammen, dass hier keine Form der versteckten Kritik geübt wird. In den behandelten Romanen wird vor allem die positive Version des ‚edlen Indianers‘ hervorgehoben, in dem sich ein positives Fremdbild wiederfindet. Es hat die Funktion, darauf hinzuweisen, dass gegenüber dem Eigenbild ein Gefälle vorliegt. Der ‚edle Indianer‘ verkörpert all die Ideale, die laut der Kritik im Eigenbild der lesenden Gesellschaft nicht vorhanden sind. In diesem Zusammenhang ist vor allem der Aspekt der vernunftorientierten Handlungsweise hervorzuheben. Der ‚edle Indianer‘ unterdrückt in der Regel seine Gefühle und trifft zumeist rationale Entscheidungen, solange sie mit dem Konzept des Indianer-Seins vereinbar sind. Dem gegenüber steht der in der Regel triebgesteuerte ‚barbarische Indianer‘. In diesen Darstellungen ist somit nicht nur das Gedankengut der Aufklärung erkenn- und greifbar, sondern in ihnen wird auch der Appell formuliert, das Eigenbild zu hinterfragen, es zu überarbeiten und es auf das positive Fremdbild hin neu auszurichten. Allerdings findet sich dort kein Aufruf, sein bisheriges Leben aufzugeben und die primitive Lebensform anzunehmen. Das anzustrebende Fremdbild besteht einerseits aus den positiven Eigenschaften, welche das Stereotyp verkörpert, und andererseits aus einer versteckten Kritik. Es werden klare, abwertende Aspekte konzipiert, wie das heidnische Dasein und der Mangel an Bildung, um die Alterität aufrechtzuhalten und um gleichzeitig zu verdeutlichen, dass das eigene Ideal über dem Fremdbild liegt und dass man zudem in der Lage ist, sich über dieses zu erheben.

Anders verhält es sich im Falle der Stereotypenkonstellation in den Reiseberichten der zwei Adligen; hier wird fast ausschließlich ein negatives Heterostereotyp geschaffen. Daraus ergibt sich das positive Autostereotyp, was sich vor allem in der moralisch-sittlichen Überlegenheit manifestiert. Dabei geht es um die Stärkung des eigenen Selbstverständnisses als moralische Instanz. Vor allem bei Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied wird die hierarchische Ordnung augenfällig. In den Ausführungen beider Autoren wird

herausgestellt, wie weit die eigene Wir-Gesellschaft der indigenen Bevölkerung überlegen ist.

Interessant ist die statische Festschreibung der einzelnen Eigenschaften bzw. des Indianers an sich. Es gibt mit Assowaum und Tokeah zwar ambivalente Figuren, dennoch sind sie im System des Indianer-Seins fest verortet. Keinem Indianer ist es möglich, aus der Situation auszubrechen, seinem Schicksal zu entfliehen oder gar ‚zivilisiert‘ zu werden. Laut Homi Bhabha bezeichnet diese einseitige Darstellung die „Festgestelltheit“ in der ideologischen Konstruktion des Anderseins. Es ist eine starre und unwandelbare Ordnung, die zugleich „Unordnung, Degeneriertheit und dämonische Wiederholung“ beinhaltet.³⁷ Und genau darin liegen die verschiedenen untergeordneten Stereotypen im übergeordneten Stereotyp des Indianers begründet. Denn erst die Ambivalenz sorgt für Verbreitung und Akzeptanz.³⁸ Die Stereotypen bedingen einander, wie in erster Linie der ‚barbarische Indianer‘ zeigt. Er konstituiert den ‚edlen Indianer‘ und sorgt gleichzeitig dafür, dass man eine Fremd-Eigen-Differenz ausmachen kann. Der ‚edle Indianer‘ sorgt für Identifikationsmöglichkeiten, welche im Zusammenhang mit der Kritikfunktion von gewisser Bedeutung sind, da er erst dadurch zur Kanalisationsfigur wird. Um ihn fest in seiner bestehenden Konstruktion zu belassen, die Stabilität des geschaffenen Raumes aufrechtzuerhalten, darf die Grenze nicht durch einen Übertritt durchbrochen werden. Und der ‚entartete Indianer‘ hält das Gesamtgefüge zusammen. Er ist die Begründung dafür, dass es den ‚zivilisierten Indianer‘ nicht geben kann. Durch zu viel Nähe und durch den verstärkten Umgang mit den Siedlern verfällt der Indianer dem Alkohol, verliert die Mündigkeit und vermischt sich womöglich auf der ethnisch-rassischen Ebene noch mit ihnen. Auf jeden Fall verkommt er bei übermäßigem Einfluss und es kommt zum Verlust der Ursprünglichkeit. Sollte es doch die Ausnahme geben, dass Indianer zum Christentum übergetreten sind, sesshaft werden und Ackerbau betreiben, dann verlieren sie die Markierung als „echte“ Indianer. Behalten sie ihre Ursprünglichkeit, sind sie aufgrund ihrer statischen Eigenschaften nicht fähig, Ackerbau zu betreiben oder gar Christen zu werden, wodurch wiederum der Status des ‚Zivilisierten‘ für sie ausgeschlossen ist. Ein ‚barbarischer Indianer‘ ist dem Teuflischen näher und ebenfalls dessen Eigenschaften verhaftet, sodass hier genauso wenig die Chance auf einen Übertritt besteht. Die ambivalenten Figuren bewegen sich

37 Bhabha: Die Verortung der Kultur (wie Anm. 13), S. 97.

38 Ebd., S. 99.

immer nur zwischen den einzelnen stereotypen Zuweisungen, aber nicht außerhalb derselben. Der ‚zivilisierte Indianer‘ würde das Bild bzw. den Stereotyp des Indianers an sich ins Wanken bringen. Die Stereotypen bedingen sich auf eine gewisse Art und Weise und schaffen so ein zusammenhängendes Gebilde: den Indianer. Man kann den Indianer als eine Konstruktion bzw. eine Figur des Dritten Raumes sehen und im Anschluss daran die weiterführende Frage stellen, ob nicht mit Blick auf Saids „Orientalism“³⁹ neue Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der Konstruktion des Indianers und des Indianertums angebracht wären und entwickelt werden könnten.

39 Edward Saids *Orientalism*, New York: Pantheon Books 1978 identifiziert den westlichen Blick auf Gesellschaften des Nahen Ostens in Literatur und Wissenschaften als eurozentrisch sowie u. a. durch ein Überlegenheitsgefühl beeinflusst. Wie der vorliegende Aufsatz zu zeigen versucht, sind dies Aspekte, die auch für die Konstruktion des Indianers in deutschsprachiger Literatur kennzeichnend sind.